

Erzgebirgische Bergmusikanten

Von Ludwig Bär

In Schillers „Wallensteins Lager“ ruft im 7. Auftritt der „Erste Jäger“: „Lustig, lustig! Da kommen die Prager!“ Schillers Regieanweisung sagt dann: „Bergknappen treten herein und spielen einen Walzer“. Schiller kannte also umherziehende Bergmannskapellen in Knappentracht. Sie waren ihm so geläufig, daß er sie ohne weiteres auf die Bühne stellen konnte. Prager sind es nun freilich nicht, wenn sie sich im damaligen Thüringen vielleicht auch unter diesem hochtönenden Namen gefielen. Sicher meint Schiller Bergleute aus den böhmischen Teilen des Erzgebirges um Joachimsthal, Preßnitz und Graslitz. Denn dort und in sächsischen Bergorten waren damals und später Musikkapellen heimisch, die in Bergmannstracht umherzogen, Messen und Märkte besuchten, mit ihrer auffälligen kleidsamen Knappentracht überall die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen wußten, manchmal wohl auch als „böhmische Bettelmusikanten“ über die Achsel angesehen wurden, aber immer wieder dem einfachen Volke zusagten und seine Lustbarkeiten verschönern halfen.

Nicht nur bei bergmännischen Festen und Aufzügen traten sie in Erscheinung, auch zu bürgerlichen Hochzeiten und anderen Ehrentagen, vor allem zur Tanzmusik wurden sie herangeholt. Die Bergämter wählten eigens Leute als Bergmusikanten aus und schonten sie auch beruflich, damit sie ihrer Musik nachgehen konnten. So brauchten die ältesten „Berghautboisten“ in Freiberg¹, von denen manche bereits über dreißig Jahre in der Bergkapelle spielten, nicht mehr anzufahren. Jüngere hatten täglich nur eine dreistündige Schicht zu leisten, und dienstags, am Übungstage, waren sie ganz frei von der Bergarbeit. Um den Lohnausfall auszugleichen, bekamen die Berghoboisten um 1800 außer dem Wochenlohn ein Wartegeld und erzielten damit neben ihrem Verdienst beim Musizieren fast zwei Taler Einnahme. Schon 1638 wurde den Freiburger Bergsängern Wartegeld in Höhe von wöchentlich zehn Groschen gewährt. Daß die Steiger der Gruben, wo solche Musikanten unregelmäßig anfuhrten, oftmals unwillig waren, ist verständlich. 1796 beklagten sich Freiburger Bergmusikanten, daß sie bei ihrer „sauren Bergarbeit“ von Untersteigern auch noch „niedrig behandelt und mitunter per Ihr wie der geringste Knecht und Karrenläufer tractirt . . . und mit Schimpfworten belegt“ würden. Das Bergamt verbot daraufhin den Steigern jede Benachteiligung der Berghoboisten und gewährte diesen die Erleichterung, daß sie vormittags erst um zehn Uhr auf der Grube einzutreffen brauchten.

Waren so die Kapellen großer Bergorte ihres Standes hervorgehoben, so gab es in kleinen Bergstädtchen, Bergflecken und bergfreien Dörfern des Erzgebirges genug arme Schlucker, die wohl als junge Burschen aus Freude musiziert hatten, als Familienväter aber Musik machten, um zum mageren Bergverdienst etwas hinzuzuerwerben.

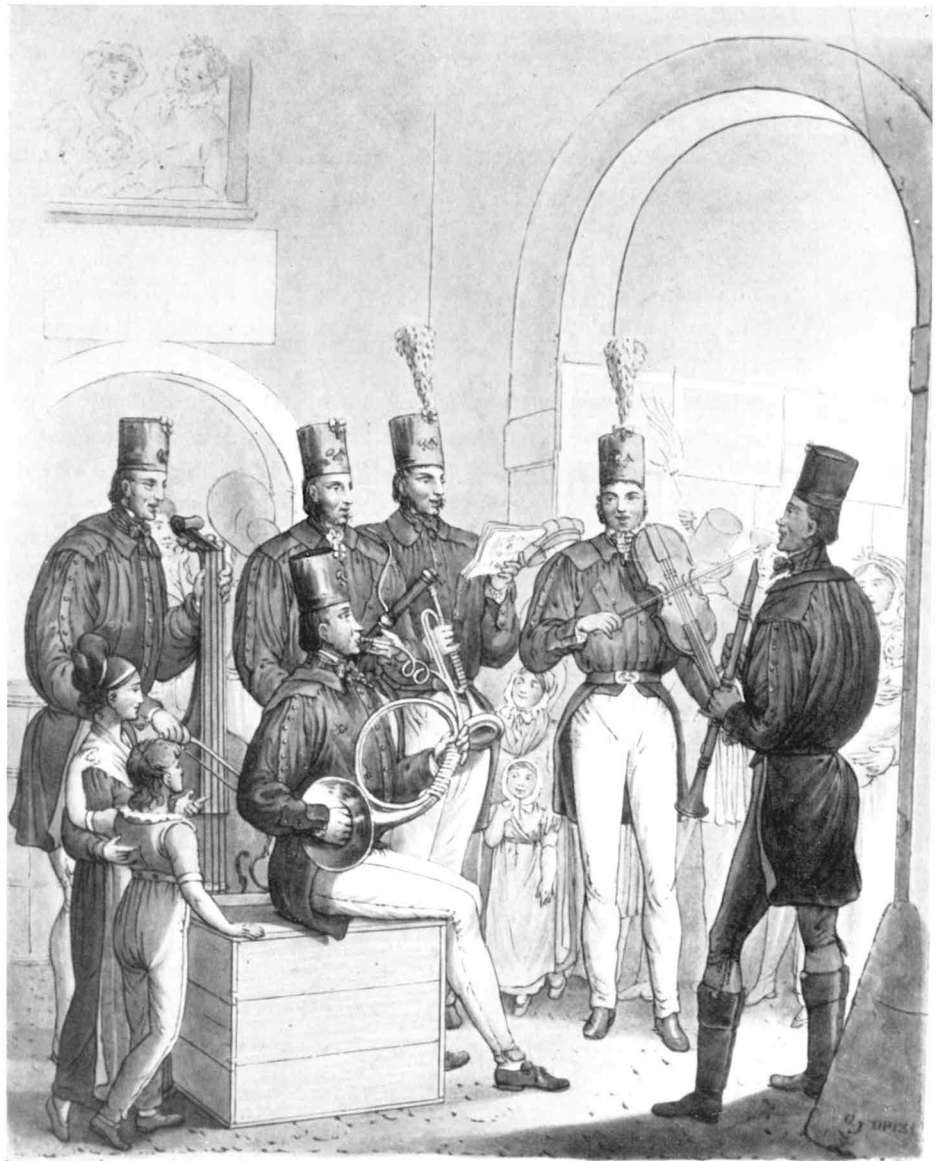
Die Zither, besonders die uralte bergmännische „Hummel“, ist ein beliebtes Instrument erzgebirgischer Musikanten gewesen. Ein Mundartgedicht des trefflichen Volksschilderers Pfarrer Wild² (um 1800), „Dr Gung (Junge) mit dr Zither“, läßt einen Waisenknaben auftreten, dessen Vater als Bergmann früh verunglückte und der selbst schon mit acht Jahren im „Pucherig“ (Pochwerk) hat arbeiten müssen. Nun zieht er mit seiner vom Vater ererbten Zither im Lande umher und verdient sich durch Musizieren sein Brot.

Aber auch Geigen, Oboen, Trompeten und Pauken werden 1708 in Annaberg³ als Instrumente der Bergleute erwähnt. 1734 stellte das Bergamt Eibenstock⁴ für einen Bergaufzug, der in Marienberg stattfinden sollte, eine Auswahlmannschaft von 78 Köpfen zusammen. Unter ihnen waren Schichtmeister, Knappschaftsälteste, Steiger, Häuer, Knechte und Jungen, dazu sechs „Bergsänger“, und zwar ein Schichtmeister, ein Steiger und zwei Brüder aus Sosa, „welche auf Waldhörnern, Hautbois und Violinen spielten“, sowie aus Eibenstock der Tenorist und Zitherspieler Bergsänger Walther und der Diskantist (d. h. der die Unterstimme improvisierte), Zitherschläger und Violinist Georg Unger. Diese Leute waren also vielseitig.

In vielen Orten bewährten sich Bergleute als „musici instrumentales“ bei Kirchengaufführungen; so z. B. um 1700 in Beierfeld⁵ die Bergleute Stüler, Vater und Sohn, oder der Orgel spielende Bergmann Stölzel aus Grünstädtel, Großvater des bedeutenden Barockkomponisten Stölzel. Mit Vorliebe spielten junge Bergleute auf dörflichen Hochzeiten, zum „Lobetanz“ unter der Dorflinde oder zum „Fosendsprung“ in der Faschingszeit. Die Sage vom Fräulein auf der Mulde beim Klosterlein Aue⁶ erzählt von solchen Musikanten:

Es war bekannt, daß in schönen Mondnächten über der rauschenden Mulde nahe dem Rittergut Klosterlein ein in weiße Schleier gehülltes Fräulein einherschwebte. Einst kamen zwei Niederschlemaer Bergleute, die im Dorf Zelle aufgespielt hatten, über den Klostersteg. Als sie nahe der Brücke ausruhten, kam der eine auf den Gedanken, dem Fräulein ein Ständchen zu bringen. Als sie eine Weile geblasen hatten, erschien wirklich die weiße Dame und warf jedem ein Sträußchen zu. Der eine steckte es an, der andre warf die Gabe fort, unwillig darüber, daß er nur mit ein paar Blümchen abgefunden werden sollte. Am anderen Morgen fand der erste beim Anziehen seinen Kittel merkwürdig schwer. Der Strauß hatte sich in Gold verwandelt. Sogleich lief er zu seinem Schlegelgesellen, ihm das Wunder zu verkünden. Verdutzt eilte dieser zum Rastplatz am Steg, suchte aber vergeblich nach dem Geschenk der Nebelfrau.

Auch die Hüttenleute machten gern Musik und nutzten sie zu nebenberuflichem Verdienst. So berichtet Hüttenarzt Dr. Weickert⁷ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts



Freiberger Bergmusikanten auf der Leipziger Messe. Nach einer handkolorierten Radierung von Georg Opitz (1775—1841).

aus den Dörfern um Halsbrücke und Muldenhütten von den von ihm betreuten Hüttenarbeitern, daß sie allenthalben zum Tanz aufspielten.

Seit dem 18. Jahrhundert finden sich häufiger Nachrichten darüber, daß Musikanten in bergmännischer Tracht umherziehen. 1779 klagte das Bergamt Eibenstock⁴ darüber. Manche taten es aus Not, weil der Bergbau immer weiter eingeschränkt wurde, andere wegen des leichteren Gewinns und lustigeren Lebens als Musikanten. So heißt es vom Zinnseifner Unger aus Eibenstock: Er hat seine Gesellen im Stich gelassen, so daß diese mit dem Aufbereiten der Zinnerze nicht vorwärtskommen, und „geht lieber seiner Fiedel nach“.

Besonders auf dem Kamm des Erzgebirges, wo die Musizierfreude des sächsischen Bergmanns noch verstärkt wurde durch Einflüsse aus Böhmen, dem Lande der Geigen, entwickelten sich Ende des 18. Jahrhunderts zahlreiche Bergmannskapellen, die notgedrungen dem Bergbau Valet sagten, weil er sie nicht mehr ernähren konnte, und auf Reisen gingen. Sie gaben sich gern als „Johanngeorgen-

städter“ aus⁸, stammten aber meist aus böhmischen Nachbarorten der alten Berg-, Paß- und Grenzstadt, die gerade damals und bis Mitte des 19. Jahrhunderts durch die durchreisenden deutschen, skandinavischen, polnischen und russischen Karlsbadbesucher weithin bekannt war. Die Stadt des Talers, Joachimsthal, entsandte viele Musikanten⁹, mehr noch die uralte Bergstadt Preßnitz¹⁰, wo ein Stadtbrand 1811 fast alle Häuser in Asche gelegt hatte. Mädchen aus Preßnitz zogen als Harfenistinnen in die nahen böhmischen Bäder und von dort durch den alten österreichisch-ungarischen Kaiserstaat bis zum Balkan. Die Männer bereisten im Berghabit alle Nachbarländer und kamen bis nach Griechenland, Ägypten und Indien. Der Vater des Erzgebirgssängers Anton Günther¹¹ ist auf seiner Musikantenfahrt von Joachimsthal bis nach Palästina gelangt.

Auch die Bergstädte Platten und Gottesgab samt Umgebung entsandten Bergkapellen. Im Jahre 1847 mußten vor dem Kreisamt Schwarzenberg, der nächsten sächsischen Kreisstadt, binnen kurzer Zeit nicht weniger als neun solcher Bergmannsgesellschaften eine musikalische Probe ablegen,

bevor man ihnen die Erlaubnis erteilte, ihr Gewerbe in Sachsen auszuüben¹². Diese Bergleute aus der Kammlandschaft waren eng verschworene Gemeinschaften. Untereinander verständigten sie sich nicht nur durch ihre erzgebirgische Mundart, sondern hatten außerdem ein eigenes „Rotwelsch“ entwickelt, eine Art Gaunersprache. Sie selbst nannten sie „Fatzer“ und ihre Sprache die „Fatzersproch“¹³. Mitte des 19. Jahrhunderts wird die Zahl der aus den alten Bergmannsorten Gottesgab, Preßnitz, Kupferberg und ihren Nachbardörfern stammenden Bergmusikanten mit etwa 400 angegeben¹².

Auf sächsischer Seite waren besonders beteiligt die Bergmannsorte Rittersgrün, Breitenbrunn, Bermsgrün und Crandorf, sämtlich nahe Johanngeorgenstadt und Schwarzenberg gelegen. In Crandorf¹⁴ waren um 1850 fast alle Männer, nämlich 150, im Bergbau, hauptsächlich auf Eisen, tätig. Außer ihnen verzeichnet eine Steuerliste acht „reisende musici“, ehemalige Bergleute, die durch die Musik einen neuen Beruf gefunden hatten. Vielleicht waren manche „bergfertig“ und konnten die schwere Bergarbeit nicht mehr leisten. Die Rittersgrüner¹⁵ Bergmusiker begaben sich, als die Eisenhütten eingingen und die Gruben stillgelegt wurden, auf Wanderschaft. Sie bevorzugten die Messen zu Frankfurt am Main und Braunschweig und standen dort in hohem Ansehen. Ursprünglich legten sie ihre weiten Reisen zu Fuß zurück. Erst allmählich benutzten sie die Eisenbahn. Ihre Bergmannstracht hatten sie ein wenig abgewandelt. Die weißen Hosen eigneten sich auf Reisen nicht gut, daher trugen sie schwarze und statt des Schachthutes einen Tschako. Aber stolz waren sie auf ihren Bergmannskittel. Zwölf Mann stark, Holz- und Blechbläser, reisten sie im Februar nach Frankfurt, wo sie allein das Recht hatten, auf den Straßen und in Gaststätten Blasmusik zu machen. Für einen festen Kundenkreis musizierten sie wochenlang zu gewissen Stunden in Gaststätten, brachten auch Ständchen, spielten für Vereine und bei Gondelpartien. Einmal hatten sie vor einem Gasthause Musik aus Wagners „Lohengrin“ geboten. Da beugte sich ein markanter Kopf zum

Fenster heraus und bedankte sich: Richard Wagner selbst hatte sich an ihrer Blasmusik erfreut. Im August weilten sie in Braunschweig, berührten auch Wolfenbüttel, kehrten aber nochmals nach Frankfurt am Main zurück, ehe sie ihre Heimreise antraten, um rechtzeitig vor Weihnachten bei ihrer Familie im verschneiten Kammdorf einzutreffen, wo sie sich von den Strapazen ausruhten. Sie sollen gutes Geld heimgebracht haben. Die Rittersgrüner Bergkapelle hielt sich bis zum ersten Weltkrieg, bestand freilich zuletzt meist aus Musikanten, die aus Rittersgrüns böhmischen Nachbarorten stammten. Um 1930 lebte sie noch einmal auf.

Die Bermsgrüner¹⁶ Bergkapelle soll noch älter sein. Auch sie reiste oft nach Westdeutschland. Auf Grund einer Verordnung, die ihre Tätigkeit erschwerte, löste sie sich 1874 auf, ebenso wie die Breitenbrunner Bergmusikanten damals ihre Tätigkeit einstellten. In der Erinnerung der erzgebirgischen Bevölkerung aber leben die Musikanten in Knapentracht noch heute fort.

Schrifttum

- 1 Akten Oberbergamt Freiberg 199, 1335, 3953, 8468.
- 2 C. G. Wild in: Pfarre, Wildsche Gedichte, Gedichte und Geschichten in erzgeb. Mundart. Annaberg, Heft 13, Seite 31—33.
- 3 Christian Meltzer: Historische Beschreibung von Buchholz. Herausgegeben von Harms zum Spreckel. Mitteil. d. Ver. f. Gesch. v. Annaberg, 17. Bd., 1928—30.
- 4 Akten Ratsarchiv Eibenstock, Auszüge Findeisen Nr. 21.
- 5 Gustav Beyer: Haus und Hof in Beierfeld. 400 Jahre Siedlungsgesch. Goslar 1939, S. 230.
- 6 Köhler: Sagenbuch des Erzgebirges, Schneeberg 1886, S. 53.
- 7 Weickert: 30 Jahre hüttenärztlicher Praxis, Jahrbuch f. d. Berg- und Hüttenwesen im Kgr. Sachsen, 1884, 2. Heft.
- 8 Karl Ruhheim: Reise durch das Erzgebirge. Leipzig 1805, Seite 127.
- 9 Anton Heim: Musik und Musiker im Erzgebirge. Erzgebirgszeitung Teplitz, Jg. 37, 1916, Seite 29ff.
- 10 A. Köhler: Die Musikstadt Preßnitz. Glückauf! Zeitschrift des Erzgebirgsvereins, 1939, S. 173ff.
- 11 Glückauf! Zeitschr. d. Erzgeb. Vereins. 1938, Seite 84.
- 12 Siegfried Sieber: Von erzgebirgischen Musikanten. Glückauf! Zeitschrift des Erzgebirgsvereins. Schwarzenberg 1930, Seite 183ff.
- 13 Anton Günther: Gesamtausgabe von G. Heilfurth, 1937, S. 67—70.
- 14 800 Jahre Erla-Crandorf. Ebenda 1936, Seite 28.
- 15 Jonathan Sternkopf: Die Rittersgrüner Bergkapelle. Unsere Heimat (Schwarzenberg), 2. Jg., 1925, S. 11f.
- 16 Unsere Heimat (Schwarzenberg), 2. Jg., 1925, S. 11.